

# KLEINE BEITRÄGE

## Auskunftsfähiges Christentum + || Überlegungen zu einer missionarischen Präsenz der Kirche in Deutschland

In den letzten Jahrzehnten ist die Aufgabe einer missionarischen Präsenz des Christentums in der Welt von heute wieder neu in den Blick getreten. Papst Paul VI. hatte mit seinem Schreiben *Evangelii nuntiandi* (1975) dazu einen kräftigen Anstoß gegeben. Auch Papst Johannes Paul II. ist die Frage nach der missionarischen Kraft des Christentums ein zentrales Anliegen. Erinnert sei an die Enzyklika *Redemptoris missio* (1990), die direkt an *Evangelii nuntiandi* anknüpft und die missionarische Sendung als Wesenselement des Glaubens darstellt (vgl. Nr. 2). Das Schreiben *Novo millennio ineunte* (2001) spricht von der Evangelisierung als einer »Priorität für die Kirche am Beginn des neuen Jahrtausends« (vgl. Nr. 40). Ebenso hat das nachsynodale Schreiben *Ecclesia in Europa* (2003) eindringliche Passagen, in denen Erstverkündigung und erneute Verkündigung an die schon Getauften als gegenwärtige Aufgabe der Kirche auch in den sog. christlichen Ländern herausgestellt wird (vgl. Nr. 46f). Innerhalb der Kirche in Deutschland ist dieser Impuls der Päpste besonders in dem Schreiben der Deutschen Bischofskonferenz *Zeit zur Aussaat* vom 26. November 2000 aufgegriffen worden.

Vierorts stößt die genannte Aufgabenstellung durchaus auf Zustimmung. Die Ratlosigkeit fangen freilich dort an, wo man nach den Möglichkeiten und Wegen einer solchen einladenden, werbenden Präsenz des Christlichen in der Gesellschaft fragt. Dazu im Folgenden einige Überlegungen.

### *1. Jede Zeit ist dem Evangelium gleich nahe bzw. gleich fern*

Die Meinung, die Entfremdungen zwischen dem Evangelium und der gegenwärtigen Kultur seien unumkehrbar, ist zwar verbreitet, aber dennoch falsch. Natürlich gibt es zwischen der jeweiligen konkreten Selbstdarstellung von Kirche einerseits und der Gesellschaft andererseits Ungleichzeitigkeiten und Brüche. Doch ist grundsätzlich festzuhalten: Die Botschaft des christlichen Gottesglaubens ist jeder Zeit gleich nahe bzw. gleich fern. Der Grund hierfür liegt in den Grundkonstanten der menschlichen Existenz, die sich trotz verändernder Rahmenbedingungen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens gleich bleiben. Die Zumutungen und Tröstungen, die das Evangelium Jesu Christi beinhaltet, werden wie zu jeder Zeit so auch heute und morgen auf Annahme und auf Ablehnung stoßen.

## 2. Das gewandelte Umfeld: Radikaler geistiger Pluralismus

Jeder Christ, selbst wenn er in kirchlich geprägten Gegenden lebt, ist heute einem geistig-religiösen Pluralismus ausgesetzt. Die Erfahrungen mit anderen Religionen bzw. auch mit »Religionslosen« sind nicht mehr auszublenden. Das heißt: Diese Erfahrungen müssen in die Verkündigung und Katechese mit einbezogen werden. Der »andere«, der alternative Lebensentwurf ist überall existentiell präsent. Das wirft die permanente Frage auf: Warum bin ich eigentlich Christ? Das Fragen nach dem »Mehrwert« des Gottesglaubens wird also den Christen ständig begleiten. Die Glaubensentscheidung ist bis zum Lebensende niemals so abgeschlossen, dass Infragestellungen bis ins hohe Alter hinein unmöglich wären.

Es ist übrigens interessant, dass uns aus der säkularen Welt durchaus auch Hilfen für den Glauben zuwachsen, etwa das heute aus der Erfahrung der Globalisierung erwachsende Gespür für die Gemeinsamkeit aller Menschen in Heil oder Unheil, oder eine neue Sensibilität für die Natur und den Menschen als Schöpfung.

Einen solchen Übersetzungsversuch der Glaubensaussage von der »Erschaffung des Menschen« angesichts der neuen biotechnischen Möglichkeiten hat beispielsweise Jürgen Habermas, der sich ja selbst als »religiös unmusikalisch« bezeichnet, in seiner Frankfurter Friedenspreis-Rede im Herbst 2001 vorgelegt. Was bedeutet die religiöse Rede von Schöpfung für den religionsfernen Zeitgenossen? Können sich beide, Religiöse wie Nichtreligiöse über die damit gemeinte Sache verständigen? Vermutlich braucht es nicht nur ein Gespräch der christlichen Konfessionen und der Weltreligionen untereinander, sondern auch eine »Ökumene« dritter Art zwischen Religiösen und Nichtreligiösen.

## 3. Religiöse Indifferenz als neues Phänomen?

Das eigentliche Problem des pastoralen Arbeitens ist wohl die schmerzlich erfahrene Indifferenz der heutigen Zeitgenossen gegenüber der religiösen Frage. Gibt es dafür eine Erklärung? Vielleicht darf man von einer Art »Sprachverlust« sprechen, also von der Unfähigkeit, bestimmte Grunderfahrungen des Menschen (wie Erfahrungen von Abhängigkeiten, Angst, Sinnverlust u.ä.) adäquat ausdrücken zu können. Die religiöse Sprache steht vielen Zeitgenossen hierzulande dafür nicht mehr zur Verfügung. Christlich-kirchliche Vokabeln sind für die hiesigen Menschen wie »Chinesisch«. Warum das so ist, ist nochmals eine eigene Frage.

Ob den Menschen mit diesem Sprachverlust auch die in dieser Sprache ausgedrückte Sache entschwindet? Dann hätten wir in der Tat einen neuen Menschentypus vor uns, den »religiös Unmusikalischen« (Max Weber), einen »homo areligiosus« (Eberhard Tiefensee). Ich bin freilich skeptisch. Ob es »religiös Unmusikalische« ebenso gibt wie eben von Natur aus unmusikalische Menschen, bleibt für mich eine schwierig zu beantwortende Frage. Jeder Mensch ist offen für Transzendenz. Das gehört zu seinem Menschsein. Aber mir ist

bewusst: Es kommt sehr auf die Definition von »Religiosität« an. Und zudem kann Religiosität im Menschen verkümmern, ja verschüttet werden.

Bezüglich der jungen Bundesländer ist freilich eine Besonderheit festzustellen. Hier ist die Abwendung der Menschen von Religion und speziell vom Christentum in der Tat weniger das Ergebnis einer Emanzipationsbewegung, sondern Ausfall bzw. staatlich verordnete Verdrängung von Religion aus der gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Das Gesellschaftssystem der vormaligen DDR dämpfte die im Westen wirksam gewordenen Modernisierungsschübe und hinterließ eine merkwürdige Gemengelage von Vormodernität. Das ist bis heute noch in ostdeutschen Mentalitäten und Gruppenbefindlichkeiten zu beobachten, etwa hinsichtlich der verinnerlichten Einstellung zum Staat als omnipotentem Betreuer und Vormund, oder der Neigung zur Selbstgenügsamkeit oder auch der Tendenz zur Abschottung von allem Fremden und Ungewohnten. Etwas bissig könnte man im Osten noch von Relikten eines »kollektiven Hospitalismus« sprechen. Das erschwert sicherlich die Evangelisation noch zusätzlich.

Doch sollte die Situation der neuen Bundesländer nicht zu sehr als Sondersituation betrachtet werden. Die Herausforderungen in Ost und West ähneln sich letztlich doch sehr. Zudem: Es kann manchmal ein Vorteil sein, wenn Menschen den christlichen Glauben unvermittelt als etwas völlig Neues erfahren. Wenn Vorurteile fehlen, kann eine Begegnung besser glücken.

Ich möchte an dieser Stelle den grundlegenden Einwand ansprechen, der heute von nichtchristlichen Menschen gegenüber einer sich religiös verstehenden Existenz gemacht wird: Es ist der Verdacht, mit einem religiösen Glauben verliere der Mensch seine Autonomie, seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Religion, und eben auch christliche Religion sei ein Zustand der Fremdbestimmtheit, in der dem Menschen das Recht auf schöpferische Selbstverwirklichung und moralische Autonomie genommen würde. Das ist der geheime Stachel, der viele auch nachdenkliche Zeitgenossen vom Glauben an Gott und an das Evangelium abhält.

Darauf mag es manches zu antworten geben, von der Anthropologie her, die weiß, dass wir grundsätzlich dialogische und nicht monologische Wesen sind, von der Theologie her, die uns zeigen kann, dass Gottes Freiheit nie als Konkurrenz, sondern nur als Synergie zur Freiheit des Menschen gedacht werden kann. Der Psalmist sagt: »In deinem Licht schauen wir das Licht!« (Ps 36,10). Wer liest, denkt normalerweise nicht ans Auge.

Aber es geht hier ja letztlich nicht um ein Austausch rationaler Argumente allein. Es geht hier um Gründe, die allein das Herz kennt, wie Blaise Pascal sagen würde. Wem kann man beweisen, dass Wasser trägt, wenn er nie den Sprung ins tiefe Wasser wagt? Wem kann man darlegen, dass Geliebt-Werden nicht passiv macht, sondern im höchsten Maße aktiv, wenn er das nicht einmal selbst an sich erfährt: zu lieben und geliebt zu werden? Wer liebt, bleibt frei, auch wenn er sich als Liebender auf Verantwortung, auf Verpflichtungen einlässt. Aber eben auf einer anderen, sein Leben weitenden Wirklichkeitsstufe. Es gibt Bindungen, die frei machen. Und zu ihnen gehört der christliche Gottesglaube.

#### 4. Anknüpfen – aber wo?

Christliche Spurenelemente (Feiertagskultur, Brauchtum, gesellschaftliche Konventionen) bzw. auch persönliche Erfahrungen (Tatsache der eigenen Taufe, Vermittlung von religiösen Grundkenntnissen in der Schule), an die eine Neuevangelisierung anknüpfen könnte, sind im Osten nur bruchstückhaft gegeben.

Doch sollten andere, vielleicht noch tiefer im Wesen des Menschen ansetzende Anknüpfungen möglich sein. Aus meiner Erfahrung heraus ist das besonders für hiesige Menschen die Erfahrung einer glückenden Beziehung, manchmal auch nur die Sehnsucht danach, oder auch die Erfahrung eines Scheiterns solcher Beziehungen. Solche Erfahrungen bilden so etwas wie ein »Tor zur Transzendenz«. Beziehungen kann man nicht machen. Sie sind zutiefst Geschenk. Und doch bestimmen ihr Gelingen oder Misslingen die Qualität des Lebens.

Einige Beispiele für diese Art der Anknüpfung: Am Abend des jetzt auch im Osten sich verbreitenden Valentinstages wird seit einigen Jahren in einer Erfurter Innenstadtkirche ein ökumenischer Segnungsgottesdienst angeboten, und zwar für alle, die möchten, dass ihre Beziehungen »glücken«. Es gibt ein waches Interesse für diesen eindeutig nichtsakramentalen, im Ansatz »missionarischen« Gottesdienst gerade unter Nichtglaubenden.

Im Erfurter Dom wird am heiligen Abend ein Gottesdienst der besonderen Art gefeiert: ein nächtliches »Weihnachtslob«, bei dem sich viele, besonders auch junge Erfurter einfinden, beileibe keine Kirchgänger. Es ist nicht nur weihnachtliche Stimmung, die Nichtchristen an Festtagen in die Gotteshäuser lockt. Die Menschen haben echte spirituelle Sehnsüchte, auf die die Kirche eingehen sollte. Auch 1 Kor 14,23 bezeugt die Anwesenheit von »Unkundigen« und Ungläubigen in der Gemeindeversammlung.

Ebenfalls in Erfurt, aber auch schon an einigen anderen Orten im Osten werden im kirchlichen Raum so genannte »Lebenswende-Feiern« gehalten, die ausschließlich für ungetaufte Jugendliche gedacht sind. Die 14- und 15-Jährigen suchen nach solchen Feiern, in denen sie ihr Leben deuten und Begleitung durch verständnisvolle Erwachsene erfahren. Wir öffnen übrigens unsere katholischen Jugendhäuser auch für sog. »Tage der Lebensorientierung«, die von Schulklassen älterer Schüler, in der Mehrzahl ungetaufte, neugierig angenommen werden.

Selbst ein Warenhaus kann ein missionarischer »Lernort« werden. Im Advent war ich einmal an einem Werktag am Abend im größten Warenhaus der Stadt Erfurt zu einem Gesprächsabend. Inmitten der weihnachtlich glitzernden Warenwelt ging es um das Thema: »Schenken – und Sich-Beschenken lassen«. Was macht eigentlich eine Ware zu einem Geschenk? An die hundert Menschen waren gekommen, viele von ihnen sicherlich ohne jede Kirchenbindung. Eine evangelische Volkskundlerin von der Universität Jena war dabei, die über Brauchtum und die Geschichte unserer Feste Auskunft geben konnte. Es ging an diesem Abend sehr schnell um wichtige Fragen des christlichen Menschenbildes, und zwar ganz zwanglos, ohne »Predigtton«!

Ein letztes Beispiel: Am ersten Freitag eines Monats, um 15.00 Uhr, zur Sterbestunde Jesu, wird im Dom zu Erfurt ein Totengedenk-Gottesdienst gehalten, und zwar für alle, die

um einen Toten trauern und keinen Ort dafür haben. Die Trauer, aber auch die Hoffnung auf das Leben, das Gott schenkt, und zwar schon hier und jetzt, wird ins Wort gehoben. Es gibt immer mehr anonyme Bestattungen. Es gibt zunehmend Hilflosigkeit, mit dem Sterben vertrauter Menschen so umzugehen, dass man daran nicht zerbricht. Das Verhalten der weithin nichtchristlichen Bevölkerung nach den Mordtaten im Gutenberggymnasium unserer Stadt hat mir dies wieder gezeigt. Die Menschen suchten damals in Scharen den Dom und andere Kirchen auf, um gerade in diesen sakralen Räumen etwas zu erfahren, wonach sie unbewusst suchen: nämlich wider alle Hoffnung hoffen zu können.

Die Vermittlung und Aneignung des Gottesglaubens in der »reflexiven Moderne«, um dieses Schlagwort einmal zu gebrauchen, wird nicht einfach mit einer Instruktionspastoral gelingen. Ich bezweifle übrigens, ob in der Vergangenheit die Logik der »Eintrichterung« so bestimmend für Katechese bzw. Glaubensvermittlung war, wie manchmal zu lesen ist. Der Barock als christlich-katholisches Lebensgefühl beispielsweise ist Inkulturation des Glaubens auf höchst intuitiver Ebene. Was bedeutet es eigentlich, dass in der heutigen Literatur und Kunst so weit gefächert biblische Motive, freilich oft »gegen den Strich gebürstet«, aufgegriffen werden? Wir dürfen durchaus auf neue Anstöße einer christlichen Inkulturation auch in der Postmoderne hoffen.

### 5. Sensibilität für persönliche und institutionelle Wahrhaftigkeit

Die z.T. schmerzlichen Lernprozesse für die Kirchen heute bringen Chancen einer geistlichen und geistigen Erneuerung mit sich. Weder Abwertungstendenzen gegenüber der Welt und dem Menschen von heute (»Die Leute werden immer gottloser!«) noch identitätsfixierte Starrheit (»Das haben wir immer so gemacht!«) eröffnen der Verkündigung und Seelsorge insgesamt Zukunft. Die Kirche muss dem heutigen Menschen »auf gleicher Augenhöhe« und mit dem Grundimpuls einer empathischen Solidarität begegnen. Die Sehnsüchte und Ängste, die Freuden und Hoffnungen der Menschen sind vom Evangelium her zu beleuchten. Jesus von Nazareth, der »wusste, was im Menschen ist« (Joh 2,25b), hat darauf vertraut, dass diesem Menschen dennoch Umkehr und Gottesberührung möglich ist. Seine Reich-Gottes-Verkündigung hatte in seiner eigenen Lebensgestalt Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft. Er lebte, was er verkündigte. An dieser Glaubwürdigkeit können und müssen auch die Zeugen des Auferstandenen heute (wie in vergangenen Generationen) Anteil gewinnen.

Ein entscheidendes Kriterium dieser »Wahrhaftigkeit« der Kirche wird sein, ob von ihr der Grundimpuls der Solidarität mit der säkularen Gesellschaft ausgeht. Die Pastorkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils *Gaudium et spes* fängt mit den Worten an: »Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.« Diese Grundhaltung muss Tenor kirchlicher Verkündigung und Seelsorge sein. Die »Grammatik der Existenz« ist zumindest ebenso wichtig wie die »Grammatik der Glaubenslehre«.

## 6. Gott ist dem Missionar voraus

Evangelisierung meint nicht belehrende »Einrede« sondern »Aufdecken« der vorgängig vorhandenen Gottesbeziehung jedes Menschen. Die Verkündigung in ihren vielfältigen Formen schafft nicht das Faktum der Gottesberührung, sondern hilft, den gnadenhaften Anruf Gottes bewusst und die Glaubensantwort ausdrücklich zu machen, den Menschen also zum »Danken« anzustiften (vgl. 2 Kor 4,15). Gottes Anruf, der jeden Menschen trifft, will einen »Resonanzraum« haben, in dem das Evangelium zum Klingen kommen kann. Das ist der letzte Sinn von Kirche: Sie ist »Raum der Gnade«, »Resonanzraum« für das Evangelium, das uns von Gott als Botschaft der Rettung, als Proklamation eines grundlegenden Machtwechsels geschenkt ist.

Das bedeutet: Die Seelsorger und Verkünder des Glaubens können nur »Hebammendienste« im Blick auf das Gottesverhältnis der Menschen leisten, niemals das von Gott geschenkte Leben »produzieren«. Diese Haltung verhindert zum einen die vorschnelle Etikettierung und Abwertung von Menschen als rettungslos unreligiös. Sie beflügelt zum anderen den seelsorglichen Einfallsreichtum, unter Umständen auch neue Wege in der Seelsorge zu beschreiten. Wir dürfen als Seelsorger im Dienst unseres Herrn hemmungslos optimistisch sein. Gott ist immer schon da, wo wir ihn hintragen wollen.

Nur als kleine Anmerkung: Warum ist uns überhaupt missionarisches Zeugnis von Gott her aufgetragen? Vielleicht – so meine Vermutung – mehr um unsretwillen. Gott hat uns im Blick, wenn er uns auf unsere Mitmenschen als Adressaten der Verkündigung verweist. Papst Johannes Paul II. sagt: »Der Glaube wird stark durch Weitergabe!« (*Redemptoris missio* Nr. 2).

## 7. Evangelisierung als »Initiation« in den Glauben

In einer nichtchristlichen, von säkularer Ethik gespeisten Gesellschaft ist die missionarische Einladung zur Nachfolge Christi nur im Modus des »Anbietens« bzw. »Vorlegens« zu verwirklichen (vgl. den Brief der französischen Bischöfe *Proposer la foi* aus dem Jahr 1996, dt. Ausgabe 2000 *Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft*). Es geht um eine Pastoral, die nicht »von oben« her kommt, sondern die aus einer Haltung der Grundsympathie mit den Menschen jene Momente des Evangeliums zum Leuchten bringt, die den Menschen eine Identifizierung von innen her ermöglichen. Oder um mit Augustinus zu sprechen: Der »inwendige Lehrer« des Glaubens wird wichtiger sein als der »äußere Lehrer«.

Das entlastet uns von einer uns mehr und mehr überfordernden »Pastoral der Erfassung« aller Glaubenden. Unser seelsorgliches Wirken darf den Schwerpunkt auf eine »Pastoral der Initiation« in den Glauben setzen. Hierbei ist die Zuwendung zu den Erwachsenen prinzipiell wichtiger als die zu den Kindern (was nicht ausschließt, dass der Weg zu den Erwachsenen manchmal über die Kinder und Schüler gehen wird. Doch gilt: Die Heran-

wachsenden orientieren sich weithin am Wertehorizont der Erwachsenen.) Es gilt also, Wege und elementare (»einfache«, praktikable) Hilfen zu finden, den Glauben »erwachsen« zu leben. Unsere Pastoral sollte vorrangig Personen entwickeln, nicht allein Strukturen verändern (was auch notwendig ist, aber eben sekundär bleiben muss).

In diesem Zusammenhang ist auf eine grundlegende Eigenart des Glaubensaktes aufmerksam zu machen. Christlicher Glaube trägt in sich das Moment des Dialoges. Er ist ein Mitglauben mit dem Glauben anderer. Er kann nur Glaube im Vollzug, oder besser: im Gespräch sein. Glaube ist nie derart vorfindlich, dass er von der konkreten Lebenssituation des Einzelnen oder der Gemeinschaft der Kirche abzukoppeln wäre. Auch in vergangenen Zeiten der Frömmigkeitgeschichte war der christliche Gottesglaube immer »Antwort« nicht nur auf den Anruf von oben, sondern auch auf die Fragen der Zeit, der Mitmenschen und nicht zuletzt auf die Fragen des eigenen Herzens.

### *8. Eine neue kulturelle »Sprach- und Zeichenkompetenz« des Christlichen gewinnen*

Dazu bedarf es einer zweifachen Anstrengung: Verfremdung und Konzentration. Statt Konzentration könnte man auch sagen: Elementarisierung.

Zum einen wird das Christliche »verfremdet« werden müssen, um in seinem eigentlichen Profil erkennbar zu werden. Es geht ja im Evangelium um die Ansage und Zusage eines von Gott her in Jesus Christus ausgelösten Herrschaftswechsels. Uns ist in den von einem verblassenden Christentum eingefärbten Gesellschaften Europas die »Fremdheit« des Christlichen verloren gegangen. Ein »Leben aus dem Vorgriff auf Gottes Reich« inmitten einer von innerweltlichen Mächten beherrschten Gesellschaft bedarf neuer Ausdrucksformen.

Zum anderen sind für die Kirche und ihre Lebensäußerungen eine Konzentration auf die Mitte ihres Auftrags notwendig, auf ihr »Kerngeschäft«. Dieses besteht in der Proklamation und der »Feier« dieser von Gott her erfolgten Freisetzung des Menschen. Das muss in jeder Generation neu geschehen. Wir brauchen eine Konzentration auf dieses Zentrum unseres christlichen Glaubens. Diese Mitte wäre in immer neuen Variationen und Zugängen zu erschließen, verbal und nonverbal. Weil aber gerade die kirchlichen Worte oftmals so verbraucht und abgenützt sind, auch die biblischen Worte, brauchen wir darüber hinaus auch so etwas wie eine Verfremdung der Botschaft des Evangeliums im positiven Sinn. Wir brauchen sprachliche und erfahrungsgesättigte Zugangswege zu seiner Herzmitte, die neu zum Hören und Begreifen einladen. Es bedarf vermutlich der Prüfung mancher überkommener Formen kirchlichen Arbeitens, besonders dort, wo diese kaum noch mit dem spirituellen »Grundwasser« des Evangeliums in Verbindung stehen.

Die Zukunft von Kirche und Gottesglaube in Europa wird entscheidend davon abhängen, ob Christen als Einzelne und gemeinsam eine neue »Auskunfts-fähigkeit« erlangen. Das »Verstummen« des Glaubens im Alltag unseres Lebens ist für mich die bedrängendste

Erfahrung in der Seelsorge. Die Christen im Kern unserer Gemeinden und Gemeinschaften müssen neu lernen, »auskunftswillig« und »auskunftsfähig« für andere zu werden.

### *9. Das Gleichgewicht zwischen territorialer Seelsorge und kirchlicher Arbeit in »Lebensräumen«*

Die neue Mobilität der Menschen, ihre gewandelten Lebens- und Berufssituationen verändern auch bisher bewährte Formen der kirchlichen Arbeit. Die Kirche wird auch in Zukunft immer wieder die Gläubigen »vernetzen« müssen, besonders in Gemeinden, die sich um das Wort Gottes und um den Altar versammeln. Ich spreche gern von der Notwendigkeit von »Glaubensbiotopen«, also Orten der Einübung und Bewährung christlicher Lebenspraxis. Nur solche Orte können Quellgrund einer »nachhaltigen« Evangelisierungsarbeit werden, also Dauerhaftigkeit schaffen.

Aber es wird heute neue, offene und vermutlich kurzfristige, gleichsam »flüchtige« Evangelisierungswege und Pastoralstrategien geben, die sich z.T. schon abzeichnen (»Offene« Arbeit, City-Seelsorge, Wallfahrts- und Ordenszentren, sachbezogene Netzwerke, »Bewegungen«, Personalgemeinden u.a.). Dieser Wandel ist nicht in jedem Fall ein Abbau, sondern manchmal auch ein Umbau des bisher Gewohnten. Entsprechend werden in Zukunft kirchliche Ressourcen »umgeschichtet« werden. Hier liegt noch ein weites Lernfeld vor uns. Die manchmal auftretenden Spannungen zwischen der pfarrlichen Seelsorge und der Arbeit von Kommunitäten und Ordensgemeinschaften sind uns ja schon aus der Geschichte bekannt. Sie begleiten uns auch heute. Doch muss arbeitsteilige Evangelisierung nichts in sich Schlechtes sein.

Den Christen und Ortskirchen, die im Glauben auskunftsfähig sein wollen, wären drei grundlegende Eigenschaften zu wünschen: demütiges Selbstbewusstsein, sanfte Entschiedenheit und gelassenes Engagement. Nur auf den ersten Blick scheinen sich die jeweiligen Wortverknüpfungen zu widersprechen. Beim genauen Hinschauen zeigt sich in diesen Zusammenstellungen das Paradoxe unseres Glaubens. Ich meine, diese Grundhaltungen auch an Jesus, dem »Urheber und Vollender des Glaubens« (Hebr 12,2) zu entdecken.

*Joachim Wanke  
Bischof von Erfurt*